

Tarzan

Tarzan Buch 1



Neu übersetzt - modernes Deutsch

Edgar Rice Burroughs

Tarzan

Edgar Rice Burroughs

Copyright © 2026
Alle Rechte vorbehalten.

Basierend auf dem gemeinfreien Original von Edgar Rice Burroughs

Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne vorherige Zustimmung des
Urheberrechtsinhabers und Herausgebers dieses Buches kopiert oder in
irgendeiner Form, elektronisch oder anderweitig, reproduziert werden.

Sovereign Translations
c/o IP-Management #8988
Ludwig-Erhard-Straße 18
20459 Hamburg

Kontakt Daten:
E-Mail: info@sovereign-translations.com

Anmerkung des Übersetzers

Klassische Literatur lebt von ihrer Zeit und leidet zugleich manchmal gleichermaßen darunter. Viele der großen Werke des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurden in einer Sprache verfasst, die heutzutage als sperrig, veraltet oder schlicht unzugänglich gilt. Das Ziel dieser Ausgabe ist es, den Kern des Originals zu bewahren und gleichzeitig einem modernen Lesepublikum den Zugang zu erleichtern.

Dabei folge ich dem Grundsatz: so wenig wie nötig verändern, so viel wie nötig anpassen. Wo der Originaltext eine ungewöhnliche Formulierung wählt, bleibt sie auch in der Übersetzung erhalten, denn sie gehört nach wie vor zum Charakter des Werkes. Wo sie den Lesefluss unnötig unterbricht oder stört, wurde behutsam modernisiert.

Diese Ausgabe versteht sich nicht als akademische Neuübersetzung und erhebt darauf auch keinen Anspruch. Sie richtet sich vielmehr an Erstleser und alle, die ein großes Werk der Weltliteratur barrierefrei und ohne unnötige Hürden erleben möchten. Ohne Fußnoten, ohne veraltete Sprachbilder, ohne den Ballast einer vergangenen Epoche.

Bei der sprachlichen Modernisierung, stilistischen Überarbeitung und Qualitätsprüfung wurden KI-gestützte Werkzeuge nach dem menschlich durchgeführten Übersetzungsschritt unterstützend eingesetzt, namentlich DeepSeek. Die finale Textfassung wurde von mir, Patrick Karban, redaktionell geprüft, verantwortet und zur Veröffentlichung freigegeben.

Wer die philologische Tiefe des Originals oder eine literarisch ausgearbeitete Übersetzung sucht, findet beides in den entsprechenden Fachausgaben. Wer das Werk einfach nur lesen und erleben möchte, ist hier genau richtig.

Kapitel I. Raus aufs Meer.

Ich erhielt diese Geschichte von einem Mann, der sie weder mir noch sonst jemandem hätte erzählen dürfen. Den Anfang verdanke ich dem verführerischen Einfluss eines alten Jahrgangs auf den Erzähler, den Rest dieser merkwürdigen Geschichte jedoch meiner eigenen skeptischen Ungläubigkeit in den darauffolgenden Tagen.

Als mein gesprächiger Gastgeber bemerkte, wie viel er mir bereits anvertraut hatte und dass ich Zweifel hegte, übernahm sein törichtes Stolzgefühl die Aufgabe, die der alte Wein begonnen hatte. So förderte er schriftliche Beweise zutage – in Form von verstaubten Manuskripten und trockenen amtlichen Aufzeichnungen des britischen Kolonialamtes –, um die wesentlichen Punkte seiner bemerkenswerten Erzählung zu untermauern.

Ich behaupte nicht, dass diese Geschichte wahr ist, denn ich habe die geschilderten Ereignisse nicht selbst miterlebt. Doch die Tatsache, dass ich bei der Erzählung fiktive Namen für die Hauptpersonen verwende, beweist hinreichend, dass ich aufrichtig glaube, sie könnte wahr sein.

Die vergilbten, modrigen Seiten des Tagebuchs eines längst Verstorbenen und die Akten des Kolonialamtes fügen sich nahtlos in die Schilderungen meines mitteilsamen Gastgebers ein. Daher gebe ich die Geschichte nun so wieder, wie ich sie mühsam aus diesen verschiedenen Quellen zusammengetragen habe.

Selbst wenn du sie nicht für glaubwürdig hältst, wirst du mir zumindest darin zustimmen, dass sie einzigartig, bemerkenswert und fesselnd ist.

Aus den Akten des Kolonialamtes und dem Tagebuch des Toten erfahren wir, dass ein gewisser junger englischer Adliger – nennen wir ihn John Clayton, Lord Greystoke – den Auftrag erhielt, eine heikle Untersuchung der Verhältnisse in einer britischen Kolonie an der westafrikanischen Küste durchzuführen. Von deren einfachen Bewohnern warb, wie bekannt war, eine andere europäische Macht Soldaten für ihre einheimische Armee an, die sie ausschließlich dazu einsetzte, gewaltsam Kautschuk und Elfenbein von den wilden Stämmen am Kongo und am Aruwimi zu erpressen. Die Einheimischen der britischen Kolonie beklagten, dass viele ihrer jungen Männer mit leeren Versprechungen und schönen Worten weggelockt wurden, doch nur wenige, wenn überhaupt je, zu ihren Familien zurückkehrten.

Die Engländer in Afrika gingen sogar noch weiter und sagten, diese armen Schwarzen würden praktisch wie Sklaven gehalten, da man sie nach Ablauf ihrer Dienstzeit bewusst im Ungewissen ließ und ihnen weismachte, sie müssten noch weitere Jahre dienen.

Und so wurde John Clayton auf eine neue Stelle in Britisch-Westafrika versetzt, doch seine vertraulichen Anweisungen konzentrierten sich vor allem auf eine gründliche Untersuchung dieser ungerechten Behandlung britischer schwarzer Untertanen durch die Offiziere einer befreundeten europäischen Macht. Warum er geschickt wurde, ist für diese Geschichte jedoch letztlich ohne Belang, denn er hat seine Nachforschungen nie aufnehmen und sein Ziel nie erreichen können.

Clayton war der Typ Engländer, den man am ehesten mit den stolzesten Denkmälern historischer Errungenschaften auf tausend siegreichen Schlachtfeldern verbindet, ein starker, vitaler Mann, geistig, moralisch und körperlich gefestigt.

Er war überdurchschnittlich groß, hatte graue Augen, markante und ausdrucksstarke Gesichtszüge und eine perfekte, robuste Haltung, die von Jahren militärischer Ausbildung zeugte.

Politische Ambitionen hatten ihn bewogen, sich von der Armee ins Kolonialamt versetzen zu lassen, und so finden wir ihn, noch in jungen Jahren, mit einem heiklen und wichtigen Auftrag im Dienste der Königin betraut.

Als er diese Ernennung erhielt, war er gleichermaßen erfreut wie bestürzt. Die Beförderung erschien ihm als wohlverdiente Anerkennung für mühevollen und klugen Arbeit und als Sprungbrett zu bedeutenderen und verantwortungsvolleren Posten. Andererseits war er erst seit knapp drei Monaten mit der ehrenwerten Alice Rutherford verheiratet, und der Gedanke, dieses bezaubernde junge Mädchen den Gefahren und der Abgeschiedenheit des tropischen Afrikas auszusetzen, beunruhigte ihn zutiefst.

Ihretwegen hätte er die Stelle abgelehnt, doch sie wollte nichts davon hören. Stattdessen bestand sie darauf, dass er annahm und sie mitnahm.

Es gab Mütter und Geschwister, Tanten und Cousinen, die ihre unterschiedlichen Meinungen zu diesem Thema kundtaten, doch worin ihr jeweiliger Rat genau bestand, darüber schweigt sich die Geschichte aus.

Wir wissen nur, dass John, Lord Greystoke, und Lady Alice an einem strahlenden Maitag des Jahres 1888 von Dover aus nach Afrika aufbrachen.

Einen Monat später erreichten sie Freetown, wo sie ein kleines Segelschiff namens Fuwalda charterten, das sie zu ihrem endgültigen Bestimmungsort bringen sollte.

Und hier verschwanden John, Lord Greystoke, und Lady Alice, seine Gemahlin, aus den Augen und aus dem Wissen

der Welt.

Zwei Monate, nachdem sie den Anker gelichtet und den Hafen von Freetown verlassen hatten, suchte ein halbes Dutzend britischer Kriegsschiffe im Südatlantik nach einer Spur von ihnen oder ihrem kleinen Schiff. Kurz darauf wurde ein Wrack an der Küste von St. Helena gefunden, was die Welt überzeugte, die Fuwalda sei mit Mann und Maus untergegangen. So wurde die Suche eingestellt, kaum dass sie begonnen hatte.

Die Fuwalda, eine Barkentine von etwa hundert Tonnen, war ein Schiff, wie man es häufig im Küstenhandel des südlichen Atlantiks antraf. Ihre Besatzung bestand aus dem Abschaum der Meere, aus verurteilten Mördern und Halunken aller Völker und Nationen.

Die Fuwalda bildete da keine Ausnahme. Ihre Offiziere waren Hitzköpfe, die von ihrer Mannschaft gehasst wurden. Der Kapitän, obgleich ein fähiger Seemann, behandelte seine Männer mit brutaler Härte. Er kannte oder benutzte im Umgang mit ihnen nur zwei Argumente – einen Enterhaken und einen Revolver –, und es ist unwahrscheinlich, dass die bunt zusammengewürfelte Truppe, die er anheuerte, etwas anderes verstanden hätte.

So kam es, dass John Clayton und seine junge Frau bereits am zweiten Tag in Freetown Szenen auf dem Deck der Fuwalda bezeugten, von denen sie geglaubt hatten, sie spielten sich nur in abenteuerlichen Seeromanen ab.

Am Morgen dieses zweiten Tages wurde das erste Glied in einer Kette von Umständen geschmiedet, die in einem Leben für ein damals noch ungeborenes Kind enden sollte, einem Leben, wie es in der Menschheitsgeschichte einzigartig dasteht.

Zwei Matrosen wuschen gerade das Deck der Fuwalda, der Erste Offizier hatte Dienst, und der Kapitän war

stehengeblieben, um mit John Clayton und Lady Alice zu sprechen.

Die beiden Arbeiter bewegten sich rückwärts auf die kleine Gruppe zu, die den Matrosen den Rücken zukehrte. Sie kamen näher und näher, bis einer von ihnen direkt hinter dem Kapitän stand. Jeden anderen Moment wäre er vorbeigegangen, und diese seltsame Geschichte wäre niemals aufgezeichnet worden.

Doch in genau diesem Augenblick drehte sich der Offizier um, um Lord und Lady Greystoke zu verlassen. Dabei stolperte er über den Matrosen und stürzte kopfüber auf das Deck, wobei er den Wassereimer umwarf und von dessen schmutzigem Inhalt völlig durchnässt wurde.

Einen Moment lang wirkte die Szene komisch, doch nur einen Moment. Mit einem Schwall fürchterlicher Flüche und einem Gesicht, das vor Zorn und gedemütigtem Stolz purpurrot angelaufen war, rappelte sich der Kapitän wieder auf und schleuderte den Matrosen mit einem gewaltigen Schlag zu Boden.

Der Mann war klein und eher bejahrt, was die Brutalität der Tat noch unterstrich. Sein Kamerad jedoch war weder alt noch klein, ein riesiger Bär von einem Mann mit wildem schwarzem Schnurrbart und einem bulligen Nacken zwischen massiven Schultern.

Als er seinen Gefährten fallen sah, duckte er sich und stürzte mit einem leisen Knurren auf den Kapitän zu, um ihn mit einem einzigen wuchtigen Schlag niederzustrecken.

Das Gesicht des Offiziers erbleichte vor Wut, denn dies war Meuterei, und Meuterei hatte er in seiner brutalen Karriere schon einmal erlebt und niedergeschlagen. Ohne sich auch nur aufzurichten, zog er einen Revolver aus der Tasche und feuerte aus nächster Nähe auf den muskelbepackten Riesen vor ihm. Doch so schnell er auch war, John Clayton war fast genauso schnell. Die Kugel, die das Herz des

Matrosen durchbohren sollte, blieb stattdessen in dessen Bein stecken, denn Lord Greystoke hatte den Arm des Kapitäns niedergeschlagen, als er die Waffe in der Sonne aufblitzen sah.

Es folgte ein heftiger Wortwechsel zwischen Clayton und dem Kapitän, in dem Clayton unmissverständlich klar machte, dass ihn diese Brutalität gegenüber der Besatzung anwiderte und er nichts Derartiges mehr dulden würde, solange er und Lady Greystoke Passagiere an Bord seien.

Der Kapitän wollte gerade eine wütende Erwiderung geben, besann sich dann aber eines Besseren, machte auf dem Absatz kehrt und stapfte mit finsterer Miene achtern.

Er wollte es sich nicht mit einem englischen Beamten verderben, denn der lange Arm Ihrer Majestät verfügte über ein Strafinstrument, das er zu schätzen wusste und fürchtete: die allgegenwärtige englische Marine.

Die beiden Matrosen rappelten sich auf, wobei der Ältere seinem verletzten Kameraden half. Der große Kerl, der unter seinen Gefährten als Schwarzer Michael bekannt war, testete vorsichtig sein Bein, und als er feststellte, dass es sein Gewicht trug, wandte er sich mit einem knappen Dank an Clayton.

Obwohl der Tonfall des Mannes grimmig klang, waren seine Worte offensichtlich ehrlich gemeint. Kaum hatte er seine kurze Ansprache beendet, drehte er sich um und humpelte in Richtung Vorschiff, offenbar mit der Absicht, jedes weitere Gespräch zu vermeiden.

Mehrere Tage lang sahen sie ihn nicht wieder, und der Kapitän antwortete nur mit einem unwirschen Grunzen, wenn er gezwungen war, mit ihnen zu sprechen.

Sie nahmen ihre Mahlzeiten weiterhin in seiner Kajüte ein, genau wie vor dem Vorfall, doch der Kapitän sorgte dafür,

dass seine Pflichten es ihm unmöglich machten, zur gleichen Zeit wie sie zu speisen.

Die anderen Offiziere waren grobe, ungebildete Kerle, die sich kaum von der zwielichtigen Mannschaft unterschieden, die sie tyrannisierten, und die nur zu gern den Umgang mit dem kultivierten englischen Adligen und seiner Dame mieden. So waren die Claytons weitgehend auf sich allein gestellt.

Das entsprach zwar ihren Wünschen, isolierte sie aber auch vom Leben auf dem kleinen Schiff, sodass sie keinen Einblick in die täglichen Vorkommnisse hatten, die schon bald in einer blutigen Tragödie enden sollten.

Über dem ganzen Schiff lag diese undefinierbare Atmosphäre, die Unheil ahnen ließ. Soweit die Claytons wussten, verlief auf dem kleinen Schiff alles im gewohnten Gang, und doch spürten beide, dass sie einer unbekannten Gefahr entgegengetrieben, auch wenn sie nicht darüber sprachen.

Am zweiten Tag nach der Verletzung von Schwarzem Michael kam Clayton gerade noch rechtzeitig an Deck, um zu sehen, wie der leblose Körper eines Besatzungsmitglieds von vier Kameraden unter Deck getragen wurde, während der Erste Offizier mit einem schweren Enterhaken in der Hand die kleine Gruppe mürrischer Matrosen anstarrte.

Clayton stellte keine Fragen – das war auch nicht nötig –, und am nächsten Tag, als die gewaltigen Umrisse eines britischen Kriegsschiffs am Horizont auftauchten, war er halb entschlossen zu verlangen, dass er und Lady Alice an Bord genommen würden. Seine Befürchtungen wuchsen, dass ein Verbleib auf der düsteren, unheilvollen Fuwalda nur Unglück bringen könnte.

Gegen Mittag waren sie in Rufweite des britischen Schiffs, doch als Clayton sich gerade anschickte, den Kapitän um Überfahrt zu bitten, wurde ihm die offensichtliche

Lächerlichkeit eines solchen Ansinnens schmerzlich bewusst. Welchen Grund konnte er dem befehlshabenden Offizier Seiner Majestät Schiff nennen, warum er in die Richtung zurückwollte, aus der er gerade gekommen war?

Was, wenn er erzählte, dass zwei aufsässige Seeleute von ihren Offizieren schlecht behandelt worden waren? Sie würden sich nur ins Fäustchen lachen und den Grund für seinen Wunsch, das Schiff zu verlassen, anderswo suchen, bei Feigheit.

Also bat John Clayton, Lord Greystoke, nicht darum, auf das britische Kriegsschiff überzusetzen. Am späten Nachmittag sah er, wie dessen Aufbauten am fernen Horizont verschwanden, doch nicht bevor er etwas erfuhr, das seine schlimmsten Befürchtungen bestätigte und ihn den falschen Stolz verfluchen ließ, der ihn wenige Stunden zuvor davon abgehalten hatte, seine junge Frau in Sicherheit zu bringen, als diese noch in Reichweite war, eine Sicherheit, die nun für immer verloren schien.

Es war am frühen Nachmittag, als der kleine, alte Seemann, der einige Tage zuvor vom Kapitän misshandelt worden war, zu Clayton und seiner Frau trat, die an der Reling standen und den schwindenden Umrissen des großen Kriegsschiffs nachblickten. Der Alte polierte Messingteile, und als er in Claytons Nähe kam, sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Hier wird's bald Hölle geben, Sir, auf diesem Kahn, merken Sie sich meine Worte, Sir. Hier wird's Hölle geben.“

„Was meinst du, mein Freund?“, fragte Clayton.

„Na, haben Sie nicht gesehen, was hier los ist? Haben Sie nicht mitbekommen, dass diese Teufelsbrut von einem Kapitän und seinen Kumpanen der Besatzung die Lichter ausblasen? Zwei gestern und drei heute. Der Schwarze Michael ist wieder so gut wie fit, und er ist nicht der Typ,

der sich so was gefallen lässt, das kann ich Ihnen sagen, Sir.“

„Du meinst also, die Mannschaft plant eine Meuterei?“, fragte Clayton.

„Meuterei!“, entgegnete der alte Mann. „Meuterei! Ich meine Mord, Sir, darauf können Sie sich verlassen.“

„Wann?“

„Es kommt, Sir, es kommt sicher. Aber ich sage nicht, wann, und ich habe schon zu viel geredet. Aber Sie waren neulich ein fairer Kerl, und da dachte ich, es ist nur richtig, Sie zu warnen. Aber halten Sie die Klappe, und wenn Sie Schüsse hören, gehen Sie runter und bleiben Sie da. Das ist alles. Aber seien Sie auf der Hut, sonst fliegt Ihnen noch eine Kugel zwischen die Rippen, das verspreche ich Ihnen, Sir.“ Und der alte Mann machte sich wieder ans Polieren und entfernte sich so von den Claytons.

„Das sind ja verdammt fröhliche Aussichten, Alice“, sagte Clayton.

„Du solltest den Kapitän sofort warnen, John. Vielleicht lässt sich das Unheil noch abwenden“, erwiderte sie.

„Das sollte ich wohl, doch aus rein egoistischen Motiven bin ich fast versucht, die Klappe zu halten. Was auch immer sie jetzt vorhaben, sie werden uns wohl verschonen, aus Dankbarkeit für meinen Einsatz für diesen Schwarzen Michael. Aber wenn sie herausfinden, dass ich sie verraten habe, dann können wir auf keine Gnade hoffen, Alice.“

„Du hast nur eine Pflicht, John, und die liegt im Interesse von Recht und Ordnung. Wenn du den Kapitän nicht warnst, bist du an dem, was folgt, genauso mitschuldig, als hättest du es mit eigenen Händen geplant und ausgeführt.“

„Du verstehst mich nicht, Liebste“, entgegnete Clayton. „Ich denke an dich, darin liegt meine erste Pflicht. Der Kapitän hat diesen Zustand selbst heraufbeschworen,

warum also sollte ich riskieren, meine Frau unsäglichen Schrecknissen auszusetzen, um ihn vor seiner eigenen brutalen Dummheit zu retten? Du kannst dir nicht vorstellen, was passieren würde, wenn diese Bande von Halunken die Kontrolle über die Fuwalda übernähme.“

„Pflicht ist Pflicht, John, und keine noch so ausgeklügelte Argumentation kann das ändern. Ich wäre eine schlechte Frau für einen englischen Lord, wenn ich ihn dazu brächte, sich vor einer einfachen Pflicht zu drücken. Ich bin mir der Gefahr bewusst, aber ich kann sie an deiner Seite bestehen.“

„Wie du willst, Alice“, antwortete er mit einem Lächeln. „Vielleicht machen wir uns nur unnötig Sorgen. So sehr mir die Stimmung auf diesem Schiff auch missfällt, vielleicht ist es doch nicht so schlimm. Es könnte sein, dass der alte Seebär nur die Wünsche seines eigenen finsternen Herzens ausgesprochen hat, anstatt die wahren Tatsachen zu schildern. Eine Meuterei auf hoher See mag vor hundert Jahren üblich gewesen sein, aber in diesem guten Jahr 1888 ist sie das unwahrscheinlichste aller Ereignisse. Aber der Kapitän geht gerade in seine Kajüte. Wenn ich ihn schon warnen muss, dann sollte ich es hinter mich bringen, denn ich habe wenig Lust, mit diesem Tier zu reden.“

Damit schlenderte er gelassen zu dem Niedergang, durch den der Kapitän verschwunden war, und klopfte kurz darauf an dessen Tür.

„Herein!“, knurrte der mürrische Offizier.

Als Clayton eintrat und die Tür hinter sich schloss:

„Nun?“

„Ich bin gekommen, um den Kern eines Gesprächs weiterzugeben, das ich heute gehört habe, weil ich denke, dass es gut ist, gewarnt zu sein, selbst wenn nichts daran

sein sollte. Kurz gesagt, die Männer sprechen von Meuterei und Mord.“

„Das ist eine Lüge!“, brüllte der Kapitän. „Und wenn du dich noch einmal in die Disziplin an Bord dieses Schiffes einmischst oder dich um Dinge kümmerst, die dich nichts angehen, dann wirst du die Konsequenzen tragen, und damit basta! Es ist mir egal, ob du ein englischer Lord bist oder nicht. Ich bin der Kapitän dieses Schiffs, und von jetzt an hältst du dich aus meinen Angelegenheiten heraus!“

Der Kapitän hatte sich so in Rage geredet, dass sein Gesicht fast violett anlief, und er brüllte die letzten Worte mit voller Kraft, schlug mit einer riesigen Faust auf den Tisch und ballte die andere vor Claytons Gesicht.

Greystoke zuckte nicht einmal mit der Wimper, sondern beobachtete den erregten Mann mit ruhigem Blick.

„Kapitän Billings“, sagte er schließlich, „wenn Sie mir die Offenheit gestatten, ich würde sagen, Sie sind ein ziemlicher Esel.“

Daraufhin drehte er sich um und verließ die Kajüte mit derselben unerschütterlichen Gelassenheit, die ihn auszeichnete und die einen Mann von Billings' Schlag weit mehr reizen musste als ein Schwall von Beschimpfungen.

Hätte Clayton also versucht, den Kapitän zu besänftigen, so hätte dieser seine voreiligen Worte vielleicht bereut. Doch nun war seine Laune unwiderruflich in der Form erstarrt, in der Clayton sie zurückgelassen hatte, und die letzte Chance auf eine Zusammenarbeit zum Wohle aller war vertan.

„Nun, Alice“, sagte Clayton, als er wieder zu seiner Frau stieß, „ich hätte mir die Mühe sparen können. Der Kerl erwies sich als äußerst undankbar. Er ist über mich hergefallen wie ein tollwütiger Hund. Er und sein verdammtes altes Schiff können meinetwegen untergehen,

was kümmert's mich. Bis wir sicher von dieser Sache weg sind, werde ich meine ganze Energie darauf verwenden, für unser eigenes Wohl zu sorgen. Und ich denke, der erste Schritt sollte sein, in unsere Kabine zu gehen und meine Revolver zu überprüfen. Jetzt bereue ich es, dass wir die größeren Waffen und die Munition mit dem Rest des Gepäcks im Laderaum verstaut haben.“

Sie fanden ihre Unterkunft in einem schrecklichen Zustand der Unordnung vor. Kleidungsstücke aus geöffneten Kisten und Taschen waren in dem engen Raum verstreut, und sogar ihre Betten waren aufgeschlitzt.

„Jemand war offenbar mehr um unseren Besitz besorgt als wir selbst“, bemerkte Clayton. „Lass uns nachsehen, Alice, und feststellen, was fehlt.“

Eine gründliche Untersuchung ergab, dass – abgesehen von Claytons beiden Revolvern und der kleinen Munitionsreserve, die er dafür aufbewahrt hatte – nichts entwendet worden war.

„Genau das sind die Dinge, die ich am dringendsten gebraucht hätte“, sagte Clayton, „und die Tatsache, dass nur sie fehlen, spricht Bände.“

„Was sollen wir tun, John?“, fragte seine Frau. „Vielleicht hattest du recht, dass unsere beste Chance darin liegt, strikt neutral zu bleiben. Wenn die Offiziere in der Lage sind, die Meuterei zu verhindern, haben wir nichts zu befürchten. Und sollten die Meuterer siegen, besteht unsere einzige Hoffnung darin, dass wir nicht versucht haben, sie zu vereiteln oder zu verärgern.“

„Da hast du recht, Alice. Wir bleiben neutral.“

Während sie begannen, ihre Kabine wieder in Ordnung zu bringen, bemerkten Clayton und seine Frau gleichzeitig die Ecke eines Zettels, der unter ihrer Tür hervorschaute. Als Clayton sich bückte, um danach zu greifen, sah er

überrascht, wie er sich langsam weiter in den Raum schob, und begriff, dass jemand ihn von außen hereindrückte.

Schnell und leise ging er auf die Tür zu, doch als er nach dem Griff langte, um sie zu öffnen, legte seine Frau warnend eine Hand auf sein Handgelenk.

„Nein, John“, flüsterte sie. „Sie wollen nicht gesehen werden, und deshalb dürfen wir sie nicht sehen. Vergiss nicht, dass wir neutral bleiben müssen.“

Clayton lächelte gequält und ließ den Arm sinken. So standen sie da und beobachteten das kleine Stück weißen Papiers, bis es schließlich vollständig im Raum lag.

Dann bückte sich Clayton und hob es auf. Es war ein schmutziges, grob zu einem ungleichmäßigen Quadrat gefaltetes Stück Papier. Als sie es öffneten, fanden sie eine Nachricht in fast unleserlicher, krakeliger Schrift, offenbar von jemandem verfasst, der kaum schreiben konnte.

Inhaltlich war es eine Warnung an die Claytons: Sie sollten den Diebstahl der Revolver nicht melden und auch nichts von dem wiederholen, was der alte Seemann ihnen gesagt hatte. Bei Zuwiderhandlung drohte der Tod.

„Ich glaube, wir stehen gut da“, sagte Clayton mit einem resignierten Lächeln. „Wir können jetzt nur noch abwarten, was kommt.“

Kapitel II. Das wilde Zuhause

Sie mussten nicht lange warten. Schon am nächsten Morgen, als Clayton vor dem Frühstück zu seinem gewohnten Rundgang an Deck erschien, fiel ein Schuss, dann noch einer und noch einer.

Der Anblick, der sich ihm bot, bestätigte seine schlimmsten Befürchtungen. Der bunten Besatzung der Fuwalda stand eine kleine Gruppe von Offizieren gegenüber, an ihrer Spitze Schwarzer Michael.

Beim ersten Salvenfeuer der Offiziere suchten die Männer Deckung und erwiderten das Feuer der fünf Männer, die die verhasste Autorität an Bord verkörperten. Sie schossen aus ihren Verstecken hinter Masten, Steuerhaus und Aufbauten.

Zwei Meuterer waren bereits vor den Revolvern des Kapitäns gefallen und lagen nun regungslos zwischen den Kämpfenden. Dann stürzte auch der Erste Maat mit dem Gesicht voran zu Boden, und auf einen knappen Befehl von Schwarzem Michael hin stürmten die Aufständischen auf die verbliebenen vier zu. Die Besatzung hatte nur sechs Schusswaffen auftreiben können; die meisten waren daher mit Enterhaken, Äxten, Beilen und Brecheisen bewaffnet.

Der Kapitän hatte gerade seine Waffe leergeschossen und lud nach, als der Angriff erfolgte. Die Pistole des Zweiten Maats hatte Ladehemmung, sodass den Meuterern beim Sturm auf die zurückweichenden Offiziere nur zwei Gewehre entgegenschlugen.

Das Deck der Fuwalda glich einem Tollhaus, erfüllt von fürchterlichem Geschrei, Schüssen und dem Stöhnen der Verwundeten.

Bevor die Offiziere ein Dutzend Schritte zurückgewichen waren, hatten die Männer sie eingeholt. Die Axt eines stämmigen Schwarzen spaltete dem Kapitän den Schädel bis zum Kinn. Einen Moment später lagen auch die anderen am Boden, tot oder schwerverletzt von Dutzenden Hieben und Schüssen.

Kurz und brutal war das Werk der Meuterer der Fuwalda gewesen. Die ganze Zeit über hatte John Clayton gleichgültig dabeigestanden, nachdenklich an seiner Pfeife ziehend, als sähe er einem belanglosen Cricketspiel zu.

Als der letzte Offizier fiel, hielt er es für an der Zeit, zu seiner Frau zurückzukehren, damit sie unten nicht allein auf Besatzungsmitglieder treffen würde.

Äußerlich blieb er ruhig und gefasst, doch innerlich war er zutiefst beunruhigt. Er bangte um die Sicherheit seiner Frau in den Händen dieser unwissenden Halbwilden, in die das Schicksal sie gnadenlos geworfen hatte.

Als er sich umdrehte, um die Treppe hinunterzugehen, sah er überrascht seine Frau, die fast neben ihm auf den Stufen stand.

„Wie lange bist du schon hier, Alice?“

„Von Anfang an“, antwortete sie. „Wie schrecklich, John. Oh, wie schrecklich! Was können wir von solchen Menschen erwarten?“

„Frühstück, hoffe ich“, erwiderte er und lächelte tapfer, um ihre Ängste zu zerstreuen. „Zumindest“, fügte er hinzu, „werde ich danach fragen. Komm mit, Alice. Wir dürfen sie nicht denken lassen, dass wir eine unhöfliche Behandlung erwarten.“

Inzwischen hatten die Männer die toten und verwundeten Offiziere umringt und warfen ohne jedes Mitleid Lebende wie Tote über Bord. Mit derselben Herzlosigkeit verfahren sie mit ihren eigenen Toten und Sterbenden.

Plötzlich erspähte einer der Besatzungsmitglieder die näherkommenden Claytons. „Hier sind noch zwei für die Fische!“, brüllte er und hob seine Axt.

Doch Schwarzer Michael war schneller. Noch bevor der Mann ein halbes Dutzend Schritte getan hatte, ging er mit einem Schuss aus Michaels Revolver zu Boden.

Mit lauter Stimme zog Schwarzer Michael die Aufmerksamkeit der anderen auf sich und deutete auf Lord und Lady Greystoke: „Das hier sind meine Freunde, und sie bleiben unangetastet. Verstanden? Ich bin jetzt der Kapitän dieses Schiffes, und was ich sage, gilt.“ Er wandte sich an Clayton: „Haltet euch einfach raus, dann passiert euch nichts“, und sein Blick warnte die Kameraden.

Die Claytons befolgten Schwarzer Michaels Anweisungen so gewissenhaft, dass sie kaum noch etwas von der Besatzung mitbekamen und nichts von den Plänen erfuhren, die diese schmiedeten.

Gelegentlich hörten sie gedämpftes Gebrüll und Streit unter den Männern, und zweimal durchschnitt das bösartige Knallen von Schusswaffen die stille Luft. Doch Schwarzer Michael erwies sich als geeigneter Anführer für diese Bande von Halunken und hielt sie fest im Griff.

Am fünften Tag nach der Ermordung der Offiziere meldete der Ausguck Land. Ob es eine Insel oder das Festland war, wusste Schwarzer Michael nicht, doch er kündigte Clayton an, dass er und Lady Greystoke mit ihren Habseligkeiten gehen müssten, sobald sich der Ort als bewohnbar erweise.

„Einige Monate werdet ihr hier gut überleben“, erklärte er, „und bis dahin haben wir es längst an irgendeine bewohnte Küste geschafft und uns zerstreut. Dann Sorge ich dafür, dass eure Regierung erfährt, wo ihr seid, und schicke jemanden, der euch abholt. Es wäre schwierig, euch in der Zivilisation abzusetzen, ohne viele Fragen zu provozieren, und wir haben keine überzeugenden Antworten parat.“

Clayton protestierte gegen die Unmenschlichkeit, sie an einer unbekannten Küste auszusetzen und der Gnade wilder Tiere und möglicherweise noch wilderer Menschen zu überlassen.

Doch seine Worte fruchteten nichts und verärgerten Schwarzer Michael nur noch mehr. So blieb Clayton nichts anderes übrig, als sich zu fügen und das Beste aus der misslichen Lage zu machen.

Gegen drei Uhr nachmittags erreichten sie ein wunderschön bewaldetes Ufer gegenüber einer von Land umschlossenen Bucht.

Schwarzer Michael schickte ein kleines Boot mit Männern aus, um die Einfahrt zu sondieren und zu prüfen, ob die Fuwalda sicher einlaufen konnte.

Nach etwa einer Stunde kehrten sie zurück und meldeten tiefes Wasser in der Passage und weit in das kleine Becken hinein.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit lag die Barkentine friedlich vor Anker auf der spiegelglatten Oberfläche der Bucht.

Die umliegenden Ufer waren üppig mit halbtropischer Vegetation bewachsen. In der Ferne erhob sich das Land zu Hügeln und Hochebenen, die fast durchgehend von Urwald bedeckt waren.

Von Besiedlung war keine Spur zu sehen. Dass das Land jedoch durchaus menschliches Leben beherbergen konnte, bewiesen die vielen Vögel und Tiere, die die Beobachter an Deck der Fuwalda gelegentlich zu Gesicht bekamen, sowie das Schimmern eines kleinen Flusses, der in die Bucht mündete und reichlich frisches Wasser versprach.

Als die Dunkelheit über das Land sank, standen Clayton und Lady Alice immer noch an der Reling und dachten schweigend über ihren künftigen Aufenthaltsort nach. Aus

den dunklen Schatten des mächtigen Waldes drangen die wilden Rufe der Tiere, das tiefe Brüllen von Löwen und gelegentlich der schrille Schrei eines Panthers.

Die Frau schmiegte sich enger an den Mann, voll schrecklicher Ahnungen angesichts der Gefahren, die in der finsternen Nacht auf sie warteten, wenn sie allein an diesem wilden und einsamen Ufer sein würden.

Später am Abend gesellte sich Schwarzer Michael zu ihnen, um ihnen zu sagen, sie sollten sich für die Landung am nächsten Tag bereitmachen. Sie versuchten, ihn zu überreden, sie an eine gastlichere Küste zu bringen, nahe genug an der Zivilisation, dass sie auf freundliche Hilfe hoffen könnten. Doch keine Bitten, Drohungen oder Versprechungen von Belohnung vermochten ihn umzustimmen.

„Ich bin der Einzige an Bord, der euch nicht lieber tot sehen würde. Auch wenn ich weiß, dass dies der vernünftigste Weg ist, unsere eigene Sicherheit zu gewährleisten. Schwarzer Michael vergisst keine Gefälligkeit. Du hast mir einmal das Leben gerettet, und im Gegenzug verschone ich deines. Mehr kann ich nicht tun.

Die Männer dulden das nicht länger. Wenn wir euch nicht rasch an Land bringen, überlegen sie es sich vielleicht anders, ob sie euch überhaupt noch so viel Gunst erweisen. Ich bringe alle eure Sachen an Land, auch Kochutensilien und ein paar alte Segel für Zelte.

Mit euren Waffen zum Schutz solltet ihr hier gut überleben können, bis Hilfe kommt. Wenn ich sicher untergetaucht bin, Sorge ich dafür, dass die britische Regierung von eurem Aufenthalt erfährt. Wo genau, kann ich ihnen beim besten Willen nicht sagen, denn ich weiß es selbst nicht. Aber sie werden euch finden.“

Nachdem er sie verlassen hatte, gingen sie schweigend unter Deck, beide in düstere Gedanken versunken.

Clayton glaubte nicht, dass Schwarzer Michael die geringste Absicht hatte, die britische Regierung zu informieren. Er war sich auch nicht sicher, ob nicht für den nächsten Tag Verrat geplant war, wenn sie mit den Matrosen an Land gingen, die ihre Habseligkeiten tragen sollten.

Sobald sie außer Sichtweite von Schwarzer Michael wären, konnte sie jeder der Männer niederschlagen, und Schwarzer Michaels Gewissen blieb rein.

Und selbst wenn sie diesem Schicksal entgingen, waren dann nicht noch weit größere Gefahren zu erwarten? Allein hätte er, ein starker, athletischer Mann, vielleicht jahrelang überleben können. Doch was war mit Alice? Und mit dem anderen kleinen Leben, das bald inmitten der Entbehrungen und tödlichen Gefahren einer urzeitlichen Welt beginnen sollte?

Ein Schauer überkam ihn, als er an die schreckliche Hilflosigkeit ihrer Lage dachte. Doch eine gnädige Vorsehung bewahrte ihn davor, die schreckliche Wirklichkeit vorauszusehen, die sie in den finsternen Tiefen des düsteren Waldes erwartete.

Am nächsten Morgen wurden die zahlreichen Kisten und Kästen an Deck geholt und in die wartenden Boote verladen, um an Land gebracht zu werden.

Die Claytons hatten mit einem Aufenthalt von fünf bis acht Jahren gerechnet und daher nicht nur viele notwendige Dinge, sondern auch zahlreiche Luxusgüter mitgebracht.

Schwarzer Michael war entschlossen, nichts von den Claytons an Bord zu lassen. Ob aus Mitleid mit ihnen oder aus eigenem Interesse, war schwer zu sagen.

Unbestritten war, dass der Besitz eines vermissten britischen Beamten an Bord eines verdächtigen Schiffes in

jedem zivilisierten Hafen der Welt schwer zu erklären gewesen wäre.

Er war so eifrig bemüht, seinen Plan umzusetzen, dass er sogar darauf bestand, dass die Matrosen, die Claytons Revolver an sich genommen hatten, diese zurückgaben.

In die Boote wurden außerdem Pökelfleisch und Schiffszwieback verladen, ein kleiner Vorrat an Kartoffeln und Bohnen, Streichhölzer und Kochgeschirr, eine Werkzeugkiste und die versprochenen alten Segel.

Als fürchte er genau das, was Clayton vermutete, begleitete Schwarzer Michael sie persönlich ans Ufer und verließ sie als Letzter, als die kleinen Boote, die nun die Wasserfässer des Schiffs gefüllt hatten, zurück zur wartenden Fuwalda ruderten.

Während die Boote langsam über das glatte Wasser der Bucht glitten, standen Clayton und seine Frau schweigend da und sahen ihrer Abfahrt zu, mit einem Gefühl drohenden Unheils und völliger Hoffnungslosigkeit im Nacken.

Und hinter ihnen, über den Kamm eines niedrigen Hügels, beobachteten andere Augen, eng stehende, böse Augen, die unter buschigen Brauen funkelten.

Als die Fuwalda durch den schmalen Hafeneingang glitt und hinter einer vorspringenden Landzunge verschwand, warf Lady Alice ihre Arme um Claytons Hals und brach in unkontrolliertes Schluchzen aus.

Tapfer hatte sie den Gefahren der Meuterei getrotzt und mit heldenhaftem Mut in die schreckliche Zukunft geblickt. Doch nun, da der Schrecken völliger Einsamkeit über sie hereinbrach, gaben ihre überreizten Nerven nach.

Er versuchte nicht, ihre Tränen zu stoppen. Es war besser, die Natur ließ diese lange aufgestauten Emotionen auf ihre Weise abfließen. Es dauerte viele Minuten, bis das

Mädchen, das kaum mehr als ein Kind war, sich wieder gefasst hatte.

„Oh, John“, rief sie schließlich, „wie schrecklich! Was sollen wir tun? Was sollen wir nur tun?“

„Es gibt nur eines zu tun, Alice“, sagte er so ruhig, als säßen sie zu Hause in ihrem gemütlichen Wohnzimmer, „und das ist: arbeiten. Arbeit wird unsere Rettung sein. Wir dürfen uns keine Zeit zum Grübeln lassen, denn darauf folgt der Wahnsinn. Wir müssen arbeiten und abwarten. Ich bin sicher, dass Hilfe bald kommen wird, wenn die Fuwalda als verschollen gemeldet wird, selbst wenn Schwarzer Michael sein Wort nicht hält.“

„Aber John, wenn es nur du und ich wären“, schluchzte sie, „dann könnten wir es ertragen, das weiß ich. Aber...“

„Ja, Liebste“, antwortete er sanft, „daran habe ich auch gedacht. Aber wir müssen uns dem stellen, wie wir allem begegnen müssen, mutig und im Vertrauen auf unsere Fähigkeit, mit jeder Lage fertig zu werden. Vor Hunderttausenden von Jahren standen unsere Vorfahren in der Urzeit vor denselben Problemen, denen wir uns stellen müssen, vielleicht in denselben Wäldern. Dass wir heute hier sind, beweist, dass sie sie gemeistert haben. Was sie geschafft haben, das sollten wir nicht auch schaffen? Und wir haben es sogar leichter, denn wir verfügen über das überlegene Wissen der Jahrhunderte und über Mittel zum Schutz, zur Verteidigung und zur Ernährung, die die Wissenschaft uns gegeben hat, von denen sie nichts wussten. Was sie mit Werkzeugen und Waffen aus Stein und Knochen erreichten, Alice, das können wir auch.“

„Ach, John, ich wünschte, ich könnte wie ein Mann denken, mit der Philosophie eines Mannes. Aber ich bin nur eine Frau, die mehr mit dem Herzen als mit dem Verstand sieht. Und alles, was ich sehe, ist zu schrecklich, zu unvorstellbar für Worte. Ich hoffe nur, dass du Recht hast, John. Ich

werde mein Bestes tun, eine tapfere urzeitliche Frau zu sein, eine würdige Gefährtin für den urzeitlichen Mann.“

Claytons erster Gedanke galt einer Unterkunft für die Nacht, die sie vor umherstreifenden Raubtieren schützen sollte.

Er öffnete die Kiste mit den Gewehren und der Munition, um bei der Arbeit gegen mögliche Angriffe gewappnet zu sein. Dann suchten sie gemeinsam nach einem Platz für ihre erste Nacht.

Hundert Meter vom Strand entfernt fanden sie eine kleine ebene Fläche, die recht frei von Bäumen war. Hier wollten sie später ein festes Haus bauen, doch vorerst hielten sie es für das Beste, eine kleine Plattform in den Bäumen zu errichten, die für die größeren Raubtiere ihres neuen Reviers unerreichbar wäre.

Zu diesem Zweck wählte Clayton vier Bäume, die ein Rechteck von etwa zweieinhalb mal zweieinhalb Metern bildeten. Er schnitt lange Äste von anderen Bäumen und baute in etwa drei Metern Höhe ein Gerüst um sie herum, dessen Enden er mit Tauwerk aus dem Laderaum der Fuwalda sicher an den Bäumen befestigte.

Über dieses Gerüst legte Clayton weitere, dünnere Äste dicht an dicht. Diese Plattform bedeckte er mit den riesigen Blättern der Elefantenohrpflanzen, die hier in Hülle und Fülle wuchsen, und darüber breitete er ein großes, mehrfach gefaltetes Segel aus.

Etwa zwei Meter höher baute er eine ähnliche, aber leichtere Plattform als Dach. An den Seiten befestigte er den Rest des Segeltuchs als Wände.

Als er fertig war, hatte er ein recht gemütliches kleines Nest geschaffen, in das er ihre Decken und einige leichtere Gepäckstücke trug.

Mr. Philander musterte Tarzan genau.

„Warum fragen Sie?“

„Es bedeutet mir sehr viel, das zu wissen“, antwortete Tarzan. „Ihre Antwort könnte ein Geheimnis lüften. Auf jeden Fall kann nichts Schlimmeres passieren, als dass es ein Geheimnis bleibt. Ich habe in den letzten zwei Monaten eine Theorie über diese Skelette entwickelt, und ich möchte, dass Sie meine Frage nach bestem Wissen und Gewissen beantworten: Waren die drei Skelette, die Sie begruben, alle menschliche Skelette?“

„Nein“, sagte Mr. Philander, „das kleinste, das in der Wiege gefunden wurde, war das Skelett eines Menschenaffen.“

„Danke“, sagte Tarzan.

Im Wagen vor ihnen dachte Jane schnell und intensiv nach. Sie spürte, zu welchem Zweck Tarzan sie um ein paar Worte gebeten hatte, und sie wusste, dass sie darauf vorbereitet sein musste, ihm bald eine Antwort zu geben.

Er war kein Mann, den man hinhalten konnte, und irgendwie fragte sie sich bei diesem Gedanken, ob sie ihn nicht sogar fürchtete.

Und konnte sie lieben, wo sie fürchtete?

Sie erkannte den Zauber, der in den Tiefen des fernen Dschungels auf ihr gelegen hatte, aber es gab keinen Zauber mehr im prosaischen Wisconsin.

Auch der makellose junge Franzose gefiel der Urfrau in ihr nicht so gut wie der stämmige Waldgott.

Hat sie ihn geliebt? Sie wusste es nicht, jetzt nicht.

Sie schaute Clayton aus dem Augenwinkel an. War hier nicht ein Mann, der in derselben Welt ausgebildet worden war wie sie, ein Mann mit gesellschaftlicher Stellung und Kultur, die sie als wesentliche Voraussetzungen für ein angenehmes Zusammenleben ansah?

Hatte sie nicht mit bestem Gewissen erkannt, dass dieser junge englische Adlige, von dem sie wusste, dass er eine Liebe hegte, nach der sich eine zivilisierte Frau sehnen sollte, der logische Partner für eine Frau wie sie war?

Könnte sie Clayton lieben? Sie sah keinen Grund, warum nicht. Jane war von Natur aus nicht kühl berechnend, aber ihre Erziehung, ihr Umfeld und ihre Herkunft hatten sie gelehrt, auch in Herzensangelegenheiten vernünftig zu sein.

Dass sie von der Kraft des jungen Riesen mitgerissen worden war, als seine starken Arme sie im fernen afrikanischen Wald umfingen – und auch jetzt in den Wäldern von Wisconsin –, das schien ihr nichts weiter als eine vorübergehende geistige Rückbesinnung zu sein, die psychologische Anziehungskraft des Urmenschen auf die Urfrau in ihrem Inneren.

Wenn er sie nie wieder berühren würde, überlegte sie, würde sie sich nie wieder zu ihm hingezogen fühlen. Also hatte sie ihn nicht geliebt. Es war nichts weiter als eine vorübergehende Halluzination gewesen, ausgelöst durch Aufregung und körperliche Nähe.

Sollte sie ihn heiraten, wären ihre zukünftigen Beziehungen nicht immer von Aufregung geprägt, und die Macht der körperlichen Nähe würde durch Vertrautheit irgendwann verblassen.

Wieder blickte sie zu Clayton. Er war sehr gutaussehend und ein echter Gentleman. Sie könnte sehr stolz auf einen solchen Ehemann sein.

Und dann sprach er – eine Minute früher oder später hätte über drei Menschenleben entscheiden können –, doch der Zufall griff ein und wies Clayton den psychologischen Moment zu.

„Du bist jetzt frei, Jane“, sagte er. „Willst du nicht Ja sagen? Ich werde mein Leben darauf verwenden, dich sehr glücklich zu machen.“

„Ja“, flüsterte sie.

An diesem Abend traf Tarzan Jane für einen Moment allein im kleinen Warteraum des Bahnhofs an.

„Du bist jetzt frei, Jane“, sagte er. „Und ich bin durch die Zeitalter aus der düsteren, fernen Vergangenheit gekommen, aus der Höhle des Urmenschen, um dich zu beanspruchen, deinetwegen bin ich ein zivilisierter Mensch geworden, deinetwegen habe ich Ozeane und Kontinente überquert, deinetwegen werde ich sein, was immer du von mir willst. Ich kann dich glücklich machen, Jane, in dem Leben, das du am besten kennst und liebst. Willst du mich heiraten?“

Zum ersten Mal wurde ihr bewusst, wie tief die Liebe dieses Mannes war, alles, was er in so kurzer Zeit nur aus Liebe zu ihr getan hatte. Sie wandte den Kopf ab und vergrub ihr Gesicht in ihren Armen.

Was hatte sie getan? Aus Angst, dem Ansturm dieses Riesen zu erliegen, hatte sie ihre Brücken hinter sich abgebrochen, in ihrer grundlosen Furcht, einen schrecklichen Fehler zu begehen, hatte sie einen noch schlimmeren begangen.

Und dann erzählte sie ihm die Wahrheit, Wort für Wort, ohne sich zu schützen oder ihren Fehler zu beschönigen.

„Was können wir tun?“, fragte er. „Du hast zugegeben, dass du mich liebst. Du weißt, dass ich dich liebe, aber ich kenne die ethischen Regeln der Gesellschaft nicht, nach denen du lebst. Ich überlasse die Entscheidung dir, denn du weißt am besten, was für dein Wohl gut ist.“

„Ich kann es ihm nicht sagen, Tarzan“, sagte sie. „Auch er liebt mich, und er ist ein guter Mensch. Ich könnte weder

dir noch irgendeiner anderen ehrlichen Person gegenüberreten, wenn ich mein Versprechen an Mr. Clayton nicht einhielte. Ich muss es halten, und du musst mir helfen, die Last zu tragen, auch wenn wir uns nach heute Abend vielleicht nie wiedersehen.“

Die anderen betraten nun den Raum, und Tarzan wandte sich zum kleinen Fenster.

Doch draußen sah er nichts, in seinem Inneren sah er eine grüne Lichtung, umgeben von einer üppigen Fülle prächtiger tropischer Pflanzen und Blumen, darüber das wogende Laub mächtiger Bäume und über allem das Blau des Äquatorhimmels.

In der Mitte der Lichtung saß eine junge Frau auf einem kleinen Erdhügel, und neben ihr saß ein junger Riese. Sie aßen köstliche Früchte, sahen einander in die Augen und lächelten. Sie waren sehr glücklich, und sie waren ganz allein.

Seine Gedanken wurden vom Stationsvorsteher unterbrochen, der hereinkam und fragte, ob ein Herr namens Tarzan anwesend sei.

„Ich bin Monsieur Tarzan“, sagte der Affenmensch.

„Hier ist eine Nachricht für Sie, weitergeleitet aus Baltimore; es ist ein Telegramm aus Paris.“

Tarzan nahm den Umschlag und riss ihn auf. Die Nachricht kam von D'Arnot.

Sie lautete:

Fingerabdrücke beweisen, dass Sie Greystoke sind.
Herzlichen Glückwunsch. D'ARNOT.

Als Tarzan zu Ende gelesen hatte, trat Clayton ein und kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

Hier war der Mann, der Tarzans Titel und Ländereien besaß und die Frau heiraten wollte, die Tarzan liebte, die